

Inhalt

Grußwort von Felix Klein und Josef Schuster	6
Zum ersten Mal in der Gaskammer.	13
Die neuen Todesfabriken	75
Die Tragödie des Familienlagers	133
Das Inferno	175

Anhang

Filip Müllers Zeugenschaft und die Herausforderung ihrer literarischen Darstellung	258
Biografische Angaben zu ausgewählten im Buch erwähnten ehemaligen Sonderkommando-Häftlingen	282
Biografische Angaben zu ausgewählten im Buch erwähnten ehemaligen SS-Angehörigen.	292
Abbildungen	301

Zum ersten Mal in der Gaskammer

Es war an einem Sonntag im Mai 1942. Die Strahlen der Frühlingssonne bahnten sich mühsam ihren Weg durch den Morgendunst und schienen auf den Hof des Blocks 11. Dort war ich mit etwa 500 anderen Häftlingen in Zehnerreihen angetreten, um nach den in Auschwitz geltenden Bräuchen die Sonntagsruhe zu genießen. Eine heisere, laute Stimme hallte über den Hof. Auf der obersten Stufe der Treppe, die in den Block führte, stand der Blockschreiber Vacek. Von hier aus konnte er jeden Winkel des Hofes überblicken und seine abgehackten Kommandos ertönen lassen: »Stillgestanden! Mützen auf! Mützen ab! Rührt euch!«

In dieser Miniaturwelt des absoluten Bösen war er ein kleiner Herrscher. Der grüne Winkel auf seiner Häftlingsmontur wies ihn als ehemaligen Berufsverbrecher aus.

Seine stereotypen Kommandos, deren Ausführung er mit Habichtsaugen verfolgte, waren schon hundertmal wiederholt worden. Auf das Kommando »Mützen ab!« rissen wir unsere tellerartigen Mützen von den kahlgeschorenen Köpfen und knallten sie mit der flachen Hand gegen den rechten Oberschenkel. Nach Vaceks Vorstellung mußte sich das wie ein Peitschenknall anhören, sonst wurde das Manöver so lange wiederholt, bis er zufrieden war. Auf den ersten Blick konnte es so scheinen, als wäre an diesem stumpfsinnigen Drill, der an das Exerzieren von Rekruten erinnerte, nichts Besonderes. Aber diese Dressurmethode schaffte Vacek den gewünschten Vorwand, Häftlinge totzuschlagen.

Sein erstes Opfer war Nandor Delikat, Vater von vier Kindern, der an der rechten Hand gelähmt war. Daheim, in meiner Vaterstadt Sered an der Waag, hatte er sich dadurch ernährt, daß er für Almosen den Verstorbenen in der Synagoge das Totengebet, den Kaddisch, sprach. Wie hätte er auch die Kommandos »Mützen auf! Mützen ab!« korrekt ausführen sollen?

Vacek stürzte sich auf den Invaliden und zerrte ihn über den Hof bis zum Nachbarblock. Dort stellte er ihn mit dem Gesicht gegen die Wand. Der zweite, mit dem er genauso verfuhr, war der schwerhörige Schneider Mendel Weimann, der bei dem Kommando »Stillgestanden!« die Hacken seiner Holzpantinen um den Bruchteil einer Sekunde zu spät zusammengeklappt hatte.

Vacek ließ weiterexerzieren. Als es wirklich schon klappte, wartete jeder darauf, daß nun endlich Schluß sei mit dem stumpfsinnigen Drill. Aber Vacek genügten die zwei Todeskandidaten noch nicht. Er holte sich weitere Opfer aus den Reihen seiner Sklaven. Vorwände suchte er schon nicht mehr. Eine lange Nase, eine Brille mit dicken Gläsern, eine schlecht sitzende Mütze oder irgend etwas anderes, was ihm nicht paßte, waren für ihn Grund genug, einen nach dem andern aus den Reihen zu zerren und an die Wand zu stellen. Ob sie ahnten, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte?

Denn hier gab es kein Erbarmen und kein Mitleid mit den Lahmen, Tauben, Blinden und Gebrechlichen. Die zehn Gebote, die Grundsätze der Humanität, galten hier nicht. Auschwitz war ein Ort mit eigenen Gesetzen und makabren Diskrepanzen. Hier konnte man für Goldzähne einen Teller Rübensuppe bekommen; hier spielte ein Lagerorchester nicht nur morgens, wenn die Häftlinge zur Arbeit ausrückten, schmissige Märsche, sondern auch abends, wenn sie erschöpft und zerschunden ihre toten Kameraden ins Lager schleppten. Hier erhielten Kapos Prämien und Vergünstigungen, wenn sie ihre Kommandos dezimierten. Wie sie das machten, war ihre Sache. Hier gab es den Block 10, wo man Frauen sterilisierte, während in einem anderen Block Männer kastriert wurden. Auschwitz war ein Ort, an dem alle europäischen Sprachen gesprochen wurden, aber auch ein Ort, wo Menschen nicht nur an Hunger, Krankheiten und Seuchen starben, sondern auch erschlagen, mit Phenolspritzen ins Herz getötet oder in die Gaskammer gejagt wurden. Dieses fluchbeladene Stück Land im östlichen Europa stand unter der Herrschaft der SS, die sich als Elite eines Volkes verstand, das der Welt nicht nur einen Goethe, Schiller und Mendelssohn, sondern auch einen Adolf Hitler als Führer beschert hatte. Das polnische Oświęcim, das die Nazis zum

deutschen Auschwitz gemacht hatten, war zu einem Ort des Infernos geworden, und wen es hierher verschlug, der war endgültig von Gott und den Menschen verlassen.

Dreißig »Auserwählte« standen nun an der Wand. Vacek und seine Gehilfen, die Stubendienste, befahlen ihnen, in Fünferreihen anzutreten. Hinter unserem Rücken begann jetzt, was man in Auschwitz »Sport« nannte.

»Laufschritt! Marsch, marsch! Hinlegen! Auf, marsch, marsch! Hinlegen! Kriechen! Auf, marsch, marsch! Hüpfen! Im Laufschritt! Marsch, marsch! Kehrt, marsch, marsch!« Die bedauernswerten Häftlinge wurden wie bei einer Treibjagd gehetzt und gejagt. Sie warfen sich auf die Erde, robbten, sprangen wieder auf, hüpfen mit vorgehaltenen Armen, rannten keuchend herum und schubsten einander, um den Schlägen zu entgehen, die pausenlos auf sie niederprasselten. Ihre Gesichter waren vor Anstrengung rot angelaufen, Schweiß lief ihnen in Strömen über Stirn und Nacken und vermischte sich mit Blut, das von den vielen Schlägen herrührte. Nur nicht liegenbleiben! Wer das tat, war verloren. Ein Schlag mit dem Gummiknüppel, wenn nötig auch mehrere, machte ihm den Garaus. Viele hatten schon aufgegeben. Mehr als die Hälfte lag bereits reglos am Boden, obwohl erst zwanzig Minuten vergangen waren. »Laufschritt, marsch, marsch! Hinlegen! Aufstehen! Marsch, marsch! Hüpfen! Auf, marsch, marsch! Hinlegen! Kriechen!« Ein Kommando folgte schlagartig dem anderen. Die noch Übriggebliebenen versuchten mit letzter Kraft, diese Befehle auszuführen. Doch es dauerte nicht lange, bis auch die letzten in ihren zebragestreiften Monturen reglos dalagen und von den Henkersknechten totgeprügelt wurden.

Blutrünstig ließ Vacek seinen Blick über die Saat des Todes wandern. Dann wischte er sich die schweißbedeckte Stirn ab. Man sah ihm an, daß er mit seiner Arbeit zufrieden war. Ein Grinsen verzerrte sein Gesicht zur Fratze, während seine Augen noch immer gefährlich blitzten. Es war nicht schwer zu erraten, daß er am liebsten jedem von uns das gleiche Schicksal bereitet hätte. Langsam wandte er dann seinen Blick nach links, als wäre überhaupt nichts geschehen. Dort waren die Toten inzwischen zusammengetragen und nebeneinander auf den Rücken gelegt worden. Ihre Hände waren auf der Brust gekreuzt, und

sie starrten mit geöffneten Augen fragend in den Himmel. Befriedigt wandten sich Vacek und seine Stubendienste nach getaner Arbeit ab.

Während all dem machte der diensthabende SS-Rottenführer Schlage den Eindruck, als ginge ihn dieses mörderische Treiben überhaupt nichts an. Er verschwand ein paar Mal im Block und tauchte dann wieder auf der obersten Stufe der Treppe auf. Von hier sah er seinem Blockschreiber Vacek zu, um sich zu vergewissern, daß dessen Aktivität nicht nachließ. Sonst hätte er seine scheinbare Nichteinmischung aufgegeben und selbst gezeigt, wie in Auschwitz richtig »Sport« getrieben wird.

Von irgendwo aus unseren Reihen vernahm ich ein Gemurmel. Ich nahm es nur beiläufig wahr, weil meine Aufmerksamkeit ganz darauf gerichtet war, nicht aufzufallen. Naiv, wie ich noch war, glaubte ich, man könne durch exakte Befolgung und Ausführung der Befehle dazu beitragen, die teuflische Schinderei abzukürzen.

Das anfangs unverständliche Gemurmel ging in ein deutlich vernehmbares Selbstgespräch über: »Mein Gott, wo sind wir denn, was geht hier eigentlich vor? Häftlinge werden von ihresgleichen erschlagen. Davon wissen die Vorgesetzten bestimmt nichts. Ich protest ...« Eine neue Folge von Kommandos unterbrach das Selbstgespräch. »Stillgestanden! Mützen auf! Mützen ab! Rührt euch!«

Vacek holte sich nochmals vier Häftlinge aus den Reihen. Es dauerte nicht lange, bis auch sie auf dem Leichenhaufen lagen.

»Nein, das darf nicht möglich sein. Was hier vorgeht, ist ja schrecklich. Hier werden unschuldige Menschen totgeschlagen!« Ich sah mich um, um herauszubekommen, woher diese Worte kamen und wer da vor sich hinredete.

Es war Dr. Albert Paskus, der dieses Selbstgespräch führte. Er stammte aus meiner Heimatstadt Sereď und war dort als redlicher Mann bekannt, ein tüchtiger und geschätzter Rechtsanwalt, ein Kenner des jüdischen Schrifttums, der stets die Härte des Gesetzes für die Schwachen zu mildern gesucht hatte. Dr. Paskus war, wie auch ich, vor kaum einem Monat nach Auschwitz gekommen und gehörte zu jenen, die sich der harten Realität zu langsam bewußt wurden. Noch hatte er nicht erkannt, daß Wertvorstellungen und Gebote, die die Grundlagen der Zivilisation

bildeten, in Auschwitz nicht galten. Paskus war fest davon überzeugt, daß die Morde hier willkürlich von den Häftlingsfunktionären ohne Wissen der SS-Führer verübt wurden. Es paßte einfach nicht in sein Bild vom Recht, daß Häftlinge ihre Mithäftlinge grundlos totschlügen. Er hatte noch nicht begriffen, daß wir uns an einem Ort befanden, wo ein Häftling nichts anderes als Freiwild war.

Der stundenlange Drill ging auch an diesem Sonntag zu Ende. Wir begannen, uns zum Zählappell zu formieren. Blockschreiber Vacek kam die Treppe herunter und kommandierte stereotyp sein »Stillgestanden! Mützen auf! Augen gerade aus!« Zuerst zählte er die in Reih und Glied angetretenen Häftlinge, dann die Erschlagenen, die in einer Ecke des Hofes nebeneinander lagen. Das Ergebnis kritzelte er auf einen Zettel Papier, den er dem Blockältesten übergab. Auf das Kommando »Mützen ab!« rissen wir unsere schmuddeligen Mützen vom Kopf und klatschten sie gegen die Hosennaht. Ein synchroner Knall war für Vacek der Beweis, daß die voraufgegangene blutige Generalprobe ihren Zweck erfüllt hatte.

Rottenführer Schlage, der in der Blocktür stand, schritt nun gravitatisch die Treppen herunter. Auf dem Hof angelangt, nahm er die Meldung des Blockältesten entgegen und begann, die Zahlen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, indem er zum linken Flügel der schnurgerade ausgerichteten Reihen trat und dann die Häftlinge abzählte. Totenstille herrschte, sie wurde nur von dem Gezwitscher der über uns fliegenden Schwalben unterbrochen. Da drängte sich plötzlich, von einem Geraune begleitet, Dr. Paskus durch die Reihen und blieb drei Schritte vor Schlage stehen. Er stand stramm, sah dem SS-Mann furchtlos in die Augen und erklärte mit echter Entrüstung: »Herr Kommandant, als Mensch und Jurist melde ich Ihnen, daß der Blockschreiber hier« – dabei zeigte er auf Vacek – »grundlos unschuldige Menschen erschlagen hat. Hier liegen sie tot auf einem Haufen. Ich bin überzeugt, daß er diese Häftlinge ohne Wissen der Vorgesetzten und der Staatsorgane erschlagen hat. Wir sind hierher geschickt worden, um zu arbeiten, und nicht, um totgeschlagen zu werden. Der Präsident des slowakischen Staates, Monsignore Tiso, hat höchstpersönlich unsere Sicherheit garantiert.

Deshalb ersuche ich Sie, das, was hier geschehen ist, untersuchen zu lassen und die Schuldigen ihrer Bestrafung zuzuführen.«

Als Paskus seine Beschwerde vorgebracht hatte, herrschte eine so beklommene Stille, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Die Häftlinge, über den Mut und die Zivilcourage eines der Ihren erstaunt, hielten den Atem an und starrten auf Schlage. Aber auch der war von dem unerwarteten Verhalten des Häftlings so überrascht, daß er eine Zeitlang wie zu einer Statue erstarrt Dr. Paskus gegenüberstand. Sein Gesicht und sein Hals waren vor Zorn und Erregung rot angelaufen. Es schien, als wollte er etwas sagen, einige Muskeln zuckten in seinem Gesicht, wie von einem galvanischen Strom gereizt. Es dauerte einige Sekunden, dann schrie er, wie aus einer Lethargie erwacht: »Vacek, komm mal her!«

»Jawohl, Herr Rottenführer!« erwiderte Vacek und stand stramm vor seinem Herrn.

»Hast du gehört, was der Saujud da gequatscht hat?«

»Jawohl, Herr Blockführer!« antwortete Vacek beflissen.

»Dann gib ihm, was er verdient hat!« befahl Schlage.

Vacek rannte zur Treppe, wo sein Knüppel lag. Er hob ihn auf, stürzte auf Paskus zu und schlug ihm ein paarmal auf den Schädel, bis er tot zu Boden fiel. Dann schleifte Vacek den reglosen Körper zu dem Leichenhaufen.

Als Ergebnis des sonntäglichen Frühsports lagen jetzt 35 Erschlagene auf dem Hof von Block 11. Schlage, der Vaceks Verhalten mit Genugtuung verfolgt hatte, wandte sich nun an uns und fragte zynisch: »Hat noch jemand eine Beschwerde vorzubringen?«

Während seine Blicke durch unsere Reihen wanderten, beendete der Blockälteste auf ein Zeichen von ihm den Mittagszählappell mit dem Befehl »Rührt euch!«. Wer freilich geglaubt hatte, damit seien die Schikanen zu Ende, der hatte sich getäuscht.

Ziemlich entkräftet stellten wir uns hinter den Holzbottichen mit dem Tee auf, der schon in der Frühe hätte ausgegeben werden sollen und inzwischen kalt geworden war, und warteten darauf, eine Kelle voll zu bekommen. Freilich vergebens. Aber das war nichts Neues. Vacek rannte immer noch wie ein Verrückter auf dem Hof herum, gestiku-

lierte mit den Händen und schrie, wir Scheißkerle hätten auf nichts, nicht einmal auf Dreck ein Recht, einzig und allein darauf – und dabei zeigte er mit dem Finger nach oben –, durch den Schornstein gejagt zu werden. Dann herrschte er seine Stubendienste an, den Tee in den Kanal zu gießen. Mit trockenen Kehlen und gierigen Blicken mußten wir ohnmächtig diese neue Teufelei über uns ergehen lassen. Ich konnte Vaceks Verhalten nicht begreifen, war er doch ein Häftling wie wir auch. Ich überlegte, ob er vielleicht ein Spitzel war. Aber dann hätte er sich doch anders benommen und hätte versucht, unser Vertrauen zu gewinnen.

Erst später erfuhr ich, daß Vacek einer der ersten sogenannten Funktionshäftlinge in Auschwitz war. Er hatte sich hier einer Gruppe von 30 Berufsverbrechern zugesellt, die im Konzentrationslager Sachsenhausen auf ihre Aufgaben besonders vorbereitet worden waren. Schon dort waren sie als prominente reichsdeutsche Häftlinge gefürchtete Lagerfunktionäre gewesen. Rapportführer Palitzsch hatte sie alle im Mai 1940 in das neugegründete Konzentrationslager Auschwitz mitgenommen, wo sie die brutalen Methoden der seit 1933 auf deutschem Boden bestehenden Konzentrationslager praktizieren sollten. Diese Gruppe von Berufsverbrechern und ihre Zöglinge, zu denen Vacek gehörte, hatten in der Häftlingsselbstverwaltung in Auschwitz eine besonders privilegierte Stellung und erfreuten sich der Wertschätzung der SS-Leute. Als Lagerfunktionäre brauchten sie körperlich nicht zu arbeiten und hatten faktisch unumschränkte Gewalt über Leben und Tod ihrer Mithäftlinge. Sie bekamen mehr und besseres Essen, trugen hohe Lederstiefel und maßgeschneiderte Häftlingsmonturen und hatten noch viele andere Vorteile und Privilegien.

Vacek kam nicht lange in deren Genuß. Im Herbst 1942 starb er im Krankenbau an Flecktyphus. Pfleger, die erfahren hatten, was für ein sadistischer Totschläger er gewesen war, sollen ihm, als er tot war, in den Mund fäkiert haben.

Auch als der Tee in die Gosse geschüttet worden war, kamen wir nicht zur Ruhe. Jetzt wurde Entlausung befohlen. Wir standen in kleineren Gruppen auf dem Hof, um unsere abgestreiften Hemden nach Läusen zu durchsuchen. Dieses Ungeziefer machte uns viel zu schaffen,

und in unseren Hemden wimmelte es davon. Ich nahm mir eine nach der andern vor und zerknackte diese Quälgeister zwischen den Dau-
mennägeln. Die andern taten das gleiche.

Von den vielen Parolen an den Wänden im Block entbehrte eine nicht impertinenter Zynik: »Eine Laus – dein Tod.« Das war keine Über-
treibung, denn dieser Fall konnte jederzeit eintreten. Eine Laus konnte
einen mit Flecktyphus infizieren, und das bedeutete in Auschwitz den
sicheren Tod. Aber auch jede Laus, die bei der Hemdenkontrolle von
einem Kapo oder Stubendienst entdeckt wurde, konnte schlimmste
Folgen haben. Das lag in der Logik der »Auschwitzer Gerechtigkeit«
begründet. Denn ein Häftling, bei dem nach einer befohlenen Entlau-
sung noch eine Laus gefunden wurde, hatte einen Befehl nicht befolgt.
Damit war er ein Befehlsverweigerer, der hart bestraft werden mußte.

Daß nur selten einmal Wasser aus den Hähnen lief und wir weder
Seife noch ein Handtuch hatten, interessierte niemand.

Nach der Läusekontrolle wurden die Schikanen fortgesetzt, indem
man uns damit beschäftigte, das harte, steife Oberleder unserer Holz-
pantinen mit schmutzigem Öl zu bearbeiten. Dann mußten wir die blu-
tige Prozedur des »Rasierens« über uns ergehen lassen, die einmal in
der Woche stattfand. Rasiert wurde ohne Seife, nur mit Wasser. Die Ra-
sirmesser, mit denen die Barbieri arbeiteten, waren schon so stumpf,
daß die Barthaare mehr herausgerissen als abrasiert wurden. Von all
dem blieb Paskus verschont. Daran mußte ich denken, als ich sah, wie
die Leichenträger seinen toten Körper auf einen hölzernen Wagen leg-
ten, mit dem die Erschlagenen weggebracht wurden.

Inzwischen war es Mittag geworden. Die Stubendienste schleppten
mit hölzernen Tragstangen dampfende Kessel heran. Der Dunst der
dünnen, alles andere als wohlriechenden Suppe breitete sich auf dem
Hof aus und wurde gierig wahrgenommen. Leben kam wieder in uns,
Schikanen, Quälereien und Totschlag waren vergessen. Alle Sinne wa-
ren auf den Fraß aus Futterrüben und zerkochten, fauligen Kartoffeln
konzentriert, der zwar immer gleich schmeckte, aber doch eine Zeit-
lang das Überleben garantierte. Suppe war hier das Lebenselixier, und
es war für jeden ein großes Ereignis, wenn er durch einen Glücksfall
hin und wieder einmal eine zusätzliche Portion ergattern konnte.

Zitternd vor Gier stand ich in der langen Reihe, bis mir einer der Stubendienste mit einer Kelle einen Schlag in meinen rotemaillierten, schon angerosteten Blechnapf goß. Ohne einen Löffel zu benutzen, schlürfte ich bedächtig die Suppe hinunter, jeden Schluck auskostend. Dabei hatte ich das Gefühl, meine Lebensenergie würde sich erneuern. Aber gleichzeitig stellte ich voller Enttäuschung fest, daß die Suppe immer weniger wurde. Gierig leckte ich auch die letzten Reste aus der Schale. Dann ging ich, mehr durstig als hungrig, auf die Stube im Block, um mich dort der befohlenen Sonntagnachmittagsbettruhe zu unterziehen.

Die Stubendienste händigten jeweils zwei Häftlingen, die zusammen auf einer Pritsche lagen, eine Decke aus. Ich hatte mich in der Nähe der Tür in einen Verschlag im Parterre gelegt. Neben mir lag ein Häftling, der vielleicht 25 oder 26 Jahre alt war. Die gemeinsame Pritsche, auf der wir lagen, brachte uns einander näher, und bei dem allgemeinen Lärm, der herrschte, begannen auch wir ein Gespräch miteinander.

»Wo kommst du her?« fragte ich ihn.

»Pas compris, camarade«, erwiderte er.

»Sprichst du nicht deutsch?« fragte ich weiter.

»Un petit peu, pas beaucoup«, antwortete er mir.

»Ich heiße Filip und komme aus der Slowakei«, versuchte ich zu erklären.

Er verstand: »Moi, Maurice de l' Algérie; Je suis venu de Drancy.« Dann sagte er: »Moi kaputt, par ici alles kaputt.« Mit Gesten und gestammelten Worten versuchte er mir klarzumachen, daß wir hier alle früher oder später durch den Kamin gehen würden.

Dann tauchte plötzlich Schlage in der Tür auf. »Vielleicht gibt's bald Ruhe hier, ihr verlausten Scheißer, sonst könnt ihr was erleben!« schrie er gereizt. Mit einem Schlag wurde es ruhig, und die Stubendienste, ihre Angst vor dem SS-Schergen verbergend, trieben alle noch nicht auf einer Pritsche liegenden Häftlinge mit Stockschlägen in die nächste Koje. Schlage, lässig gegen den Türrahmen gelehnt, verfolgte das Vorgehen seiner Kreaturen mit Befriedigung. Er sah sich noch einmal gebieterisch um und entfernte sich dann.

Jetzt wurde es still, nur hin und wieder hörte man jemanden husten oder ächzen. Die meisten waren vor Erschöpfung in Schlaf gefallen. Viele schnarchten, auch ich sehnte mich nach Schlaf, aber ich konnte nicht einschlafen. Immer wieder mußte ich an Dr. Paskus denken. Mein Durst wurde immer quälender. Die Zunge klebte mir am Gaumen, und meine Kehle war völlig ausgetrocknet. Sich an die Wasserleitung im Block zu schleichen, hätte wenig Zweck gehabt; denn dort lief meistens kein Wasser.

Meinem Nachbarn auf der Pritsche ging es ähnlich. Er sagte etwas, was ich nicht richtig verstand. Deshalb fragte ich auf deutsch: »Was sagst du?«

»Aqua, aqua«, erwiderte er, »Aqua, Appell.« Mit Gebärden und Gesten versuchte er mir klarzumachen, was er vorhatte. Ich kapierte schließlich, daß er mit mir zusammen auf den Hof schleichen wollte. Dort standen jetzt schon die Bottiche mit dem Tee für den Abend, und da hätten wir Gelegenheit, unseren Durst zu löschen. Die Idee gefiel mir. Auch der Zeitpunkt, sie zu verwirklichen, schien günstig, denn fast alle schliefen. Auch der Gedanke, Vacek könnte am Abend den Tee vielleicht wieder wegschütten lassen, bestärkte mich darin, den Plan von Maurice auszuführen. Die Hoffnung, meinen quälenden Durst bald zu löschen, ließ mich die Furcht vergessen, ertappt zu werden. Ohne ein Geräusch zu verursachen, glitten Maurice und ich von unserer Pritsche und gingen auf Zehenspitzen zu der halb-offenen Tür. Maurice streckte seinen Kopf hinaus, spähte nach rechts und links und gab mir dann ein Zeichen, ihm zu folgen. Vorsichtig schlichen wir weiter und tasteten uns dann behutsam und geräuschlos, Schritt für Schritt, die Steintreppe hinunter. Auf dem Hof herrschte Grabesstille. Rechts streifte mein Blick die schwarze Wand, die Hinrichtungsmauer; dem Galgen in der Ecke schenkte ich keine Beachtung. Meine Aufmerksamkeit war nach links gerichtet, wo die zwei Holzbottiche mit dem Tee nebeneinander standen. Irrsinnig vor Gier stürzten wir uns darauf. Mein hageres, verzerrtes Gesicht spiegelte sich einen Augenblick lang in der dunklen Oberfläche der Flüssigkeit. Ich erschrak vor meinem Spiegelbild, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Über den Rand des Bottichs geneigt, benetzte ich

zuerst vorsichtig meine Lippen, dann schlürfte ich gierig und genüsslich den lauen Tee, der mich etwas erfrischte. Um Luft zu schnappen, hob ich den Kopf etwas hoch und schöpfte ein wenig Atem, die Hände immer noch auf den Rand des Bottichs gestützt. Dann sog ich von neuem das lebensspendende Naß in mich hinein.

Plötzlich spürte ich, daß mich jemand von hinten hart im Genick packte und meinen Kopf mit Gewalt in den Bottich drückte. Ich versuchte, mich herauszuwinden und von dem eisernen Griff zu befreien. Vergebens. Als ich verzweifelt den Mund aufriß, um nach Luft zu schnappen, war mein Kopf schon so weit in den Bottich gedrückt, daß mir der Tee in die Lungen drang. Meine Ohren dröhnten, und ich dachte, ich sollte wie eine Ratte ertränkt werden. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Ein dumpfer Schmerz in den Waden, ein Rummern im Kopf und ein seltsames Knacken in den Ohren überzeugten mich, daß ich noch lebte. Ich stellte fest, daß ich auf der Erde lag. Noch etwas benommen hörte ich, wie jemand krakeelte: »Los, los, aufstehen! Ihr verfluchten jüdischen Bolschewisten! Los, los! Dalli! Dalli!« Stechende Schmerzen hielten mich davon ab, die Augen zu öffnen. Als ich dann doch aufblickte, zeichneten sich die Umrisse einiger Gestalten ab. In die Wirklichkeit zurückgerufen, erkannte ich Blockführer Schlage und seinen Blockschreiber Vacek. Einen kleingewachsenen SS-Führer, der sich ihnen zugesellt hatte und dem ich am Abend nochmals begegnen sollte, sah ich zum ersten Mal.

Offensichtlich hatten sie gewartet, bis wir wieder zum Bewußtsein gekommen waren. Ein Eintunken in den Teebottich schien ihnen sicher eine zu geringe Strafe für unser Vergehen. Jetzt stand uns sicher Schlimmeres bevor als das, was uns gerade widerfahren war.

Mühsam stand ich auf. Der Anblick des totenblassen Gesichts von Maurice, der noch regungslos am Boden lag, ließ mich erschrecken. Nach einer Weile kam aber auch er wieder zu sich und erhob sich. Vacek führte uns nun über die Treppe in den Block. Dort stellte er uns gegenüber der Blockführerstube mit dem Gesicht gegen die Wand. Ich war ziemlich schwach auf den Beinen und hatte Angst vor dem, was nun passieren würde.